

Es kommt jetzt seltener vor, daß Julchen beim Schreiben die Hände tintig bekommt. Aber das eine oder das andere Mal guckt doch noch der Tintenteufel aus dem Glase. Als sie eines Tages auf eine ganz unerklärliche Weise das Pult wieder voll Tinte fand und zum Brunnen geschickt wurde, da stand die Tür zum Turnsaal offen und die Hoftür auch und — was kam da hereinspaziert? Zwei Soldaten schoben ein langes, breites Ding aus Leder herein mit vier derben Beinen und dahinter kam einer mit einem kleineren, das sah aus wie dem ersten sein Junges, hatte auch vier Beine, aber einen kürzeren Leib.

Das mußte man dem Fräulein erzählen und fragen, was das war! — Diesmal blieb Julchen gar nicht lange im Hofe, die Neugier trieb sie gar schnell wieder herein. Das Fräulein gab ihr gern die erbetene Auskunft. Die große Turnhalle im Hofe wurde ausgeräumt, weil sie als Wohnstätte für die genesenden Krieger eingerichtet werden sollte und das lange lederne Ding war ein „Pferd“ zum Turnen und das kurze ein „Bock“. So, nun war dem Julchen wieder leicht, daß sie es wußte.

Nach der Schule ging das Fräulein mit den Kindern in den Hof und zeigte ihnen die große Turnhalle, in die die genesenden Krieger kommen sollten. War die groß und weit!

Ein ganzes Haus und doch nur ein Zimmer. 130 Betten sollten hineinkommen, da durfte der Saal schon groß sein.

Gegen das Schulgebäude zu wurde in den nächsten Tagen eine Bretterwand errichtet, die das Soldatenheim und einen Teil des Hofes von dem Schulgebäude

trennte. Dafür erhielt der Hof einen zweiten Ausgang für die Soldaten an der entgegengesetzten Seite.

Franz Paulchen wurde mit jedem Tag größer und gescheiter. Das machte wohl die lachende Frühlingssonne, die Tag für Tag so freundlich auf die Erde schien, als wollte sie das Unheil wieder gut machen, daß der böse Krieg anrichtete. Mit ihrem warmen Kusse lockte sie allüberall Gras und Blumen hervor. Die Saaten standen in herrlichem Grün. „Gott sei Dank!“ sagte die Mutter, „es wird ein gesegnetes Jahr.“

Die Schwalben kamen heuer schon sehr frühzeitig und so viele, so viele wie kein Jahr zuvor. Oft sprach die Mutter mit den Kindern darüber und zerbrach sich den Kopf, was die Ursache sein möchte. In ihrem Hause grad in der Ecke hinter der Haustür hatte sich ein Pärchen angedelt. Fleißig flogen sie hin und wider und trugen sich Federn und Hälmchen zusammen zum Nestbau. Oft und oft standen die Kinder im Hausflur und sahen den Schwälbchen bei ihrer Arbeit zu. Wie freuten sie sich darauf, wenn sie erst Junge bekämen.

Mit dem Zimmersitzen war's jetzt zu Ende. Den ganzen Tag waren die Kinder im Freien, wenn sie nicht Schule hatten.

Mutter hatte so wie alle Arbeiterfrauen vom Fabriksherrn ein Stück Land bekommen, damit es ihr leichter würde, in den teuern Zeiten durchzuhalten. Das konnte sie für sich und die Ihren bebauen. — Da gab es nun Arbeit in Hülle und Fülle: umgraben, Spinat säen, Bohnen und Kartoffeln legen. Unkraut jäten, die Beete gießen, — jeden Tag etwas Neues.

War alle Arbeit geschehen, so lief Häschen zu seinen Kameraden auf die große Wiese, Julchen aber saß ganz sitzsam im Gartenhäuschen, das ihnen ein freundlicher Nachbar gezimmert hatte und hütete Franz Paulchen.

Wohl hatte sie zumeist ihr Lesebuch vor sich liegen — aber sie sah kaum einmal hinein. War es doch zu niedrig, mit Franz Paulchen zu spielen. Der saß nun schon aufrecht in seinem Wagen und wenn man ihm was vorlachte, so krächte er aus vollem Halse vor Vergnügen. Seine Klapper und das Bällchen warf er wohl ein paar duzendmal zum Wagen hinaus und zappelte vor Wonne, wenn er sie wieder in die Hand bekam.

Schließ das Büblein aber — da geschah etwas Sonderbares — da griff das Julchen selber nach Klapper, Ball und Wurstel und spielte köstlich damit. Bald mußte der Wurstel den Ball werfen, bald warf Julchen den Ball in die Höhe und fing ihn wieder auf, bald ließ sie selbst die Klapper klappern.

Dabei vergaß sie es ganz, daß sie schon ein großes Mädchen sei, das in die zweite Klasse ging, bis hundert rechnen und lateinische Druckbuchstaben lesen konnte. Ja, das konnte sie alles schon. — Trotzdem waren Klapper, Wurstel und Ball doch gar zu verlockende Dinge, besonders wenn kein Mensch im Garten war.

Zu nett war es, wenn Franz Paulchen in den warmen Mittagsstunden auf seinem großen Tuche im Grase lag, mit Häschen und Beinchen vor Vergnügen strampelte und dazu schrie, daß es eine Art hatte. Manchmal versuchte er auch schon, sich auf allen Vieren fortzubewegen — das war zu spaßig.



... zu nett war es, wenn Franz-Paulchen auf seinem großen Tuche im Grase lag.

Julchen meinte, er finge auch schon zu reden an — aber über „mama — da, da —“ kam er nicht hinaus. „Ua, ua“ schreien konnte er auch schon sehr lange — das klang aber weniger angenehm.

Jeden Tag ging die Mutter mit ihren Kindern von Beet zu Beet, von Pflanze zu Pflanze und da untersuchten sie mitsammen, wie weit alles schon gediehen sei, wieviele Blätter die Kohlpflanzen angefehlt hätten, wie die ersten Bohnenblätter herauskamen, wie dann die späteren eine ganz andere Form be-

kämen als die Keimblätter und wieviel Salatpflanzen die bösen Späßen wieder ausgezogen hätten.

Ja, die kecken Späßen, gegen die konnten nicht einmal die papiernen Vogelscheuchen etwas ausrichten.

Die Kaninchenställe standen jetzt auch wieder im Garten und nicht mehr im dunklen Schuppen im Hofe. Hier gefiel den Tierchen auch viel besser, durften sie doch häufig aus den Ställen heraus auf die freie grüne Wiese. Da hüpfen sie nun vergnügt herum und ließen sich das saftige Frühlingsgras gar gut schmecken. Die Ohren standen aber immer noch schief. Und immer wieder gab sich Julchen Mühe, sie gerade zu richten.

Besonders schön spielen war es in den Schützengräben am Kollerberge, der an die Arbeitergärten stieß. Dort hatten die Soldaten ihre Übungen, sie mußten lernen, wie man die Schützengräben anlegt und wie man seine Stellungen verteidigt.

Ein ganzer Mautwurfsbau war auf dem Kollerberg entstanden. Hin und wider liefen die Gänge und mitten drunter gab es Brücken mit Erdfässen ausgepölkert und kleine Häuschen mit Bretterdach und Bänken aus Erde.

Julchen unterhielt sich hier gar prächtig, fast jeder Tag fand sie mit Hänschen und ihrer Freundin in den Schützengräben, so lange, bis sie eine peinliche Erinnerung veranlaßte, sie zu meiden.

Man glaubt nicht, wie tief sich solche unangenehme Ereignisse, die sich mit einem quälenden Schulbewußtsein verknüpfen, in die junge Seele einprägen und noch nach Jahren peinliche Empfindungen hervorrufen.

Julchen hatte in der Schule von den Schützengräben erzählt und da meinte die Lehrerin, das müsse man sich ansehen, denn sie wollten doch wissen, wie es draußen im Felde aussehe.

So wanderte die muntere Kinderschar eines Tages nach der Schule an die Stadtgrenze hinaus. Im Gehen ließen sie wieder alle möglichen Weisen erschallen. „Morgenrot“, „Der gute Kamerad“, „Ostreich, du edles Haus“ — und gleich drunter auch das Lied vom Osterhasen. Der blieb doch immerhin noch eine wichtige Persönlichkeit, wenn er auch heuer keine Hühnereier bringen durfte. Vielleicht konnte man dafür auf Zuckereier und Backwerk rechnen.

Ostern rückte schon gewaltig nahe.

Auf ihrem Wege kamen sie an den Arbeitergärten vorbei, in denen die Frauen eben mit Unkrautjäten beschäftigt waren. Artig riefen ihnen die Kinder ein lautes „Grüß Gott“ zu und die Frauen winkten mit der Hand.

Auch Julchens Mutter war mit Hans und Franz Paulchen im Garten und Julchen hatte es schrecklich wichtig, dem Fräulein alles zu erklären, was es in ihrem Garten zu sehen gab, und wie geschickt der kleine Franz Paul schon sei.

Sie gingen noch ein Stück über die Arbeitergärten nach Süden, denn von dort war der Eingang in die Schützengräben bequemer. Hinter den Arbeitergärten lagen die ärarischen Felder.

Schon von weitem sahen die Kinder eine Menge wunderlicher Gestalten, die damit beschäftigt waren, die Erde umzugraben. Sie steckten in graugrünen schmutzigen Kitteln und hatten ebensolche runde

Rappen auf dem Kopfe. Einige darunter trugen hohe Mützen aus schmutzigweißem Lammfell. Ganz fremdartig standen sie da auf der deutschen Erde.

„Ich weiß schon, wer das ist,“ sagte ein kleines Mädchen, „das sind die Russen!“

Da kam dem Julchen auf einmal ein gewaltiger Heldenmut und sie schrie: „Nieder mit die Russen!“ — da trifft sie ein ernster Blick der Lehrerin — und sie fühlt mit einemmale, daß sie etwas recht Häßliches getan hat. „Aber Waldbauer“, sagt die Lehrerin, „das war garstig. Das will ich nie wieder hören. Einen gefangenen Feind beschimpfen ist roh und herzlos. Das tut kein gutes Kind. — Gelt, das machst du nimmer?“

Nein — sie wird's gewiß nimmer tun. — O, wie schlecht kommt sich das Julchen vor! Sie ist namenlos unglücklich in den Bewußtsein, ein böses Herz zu haben.

Am liebsten ginge sie zu den Russen hin und sagte ihnen, sie sollten doch nicht mehr böse auf sie sein. Aber das geht wohl nicht. Sie würden es auch gar nicht verstehen. Wie soll sie das jemals wieder machen. In tiefen Gewissenssorgen geht sie weiter und wälzt fortwährend die eine bange Sorge in ihrem Köpfchen herum. Sie kann gar keine Freude mehr an den Schützengräben haben.

Und die Lehrerin erzählt doch so schön, welchen Zweck das alles habe, wie die Brustwehr zum Aufstützen der Arme da sei und wie die Sandsäcke, den Anprall der Kugeln schwächen sollten. Die Brücken seien ein Schutz gegen die Granaten, die von oben einschlagen und die Einschnitte quer durch die Gräben, die Seitenwehr, solle das seitliche Feuer abhalten.



Ganz fremdartig standen sie auf der deutschen Erde.

Die kleine Bauer legt sich in ein Erdbett, schließt die Augen und sagt: „Gute Nacht“, eine Schar Kinder geht in das kleine Gasthaus, das die Soldaten in die Erde gegraben haben, alles ist vergnügt und munter, nur Julchen nicht.

Beim Abendgebet bittet sie den lieben Gott gar sehr, er solle nicht mehr böse auf sie sein und ihr ein gutes Herz schenken.

Mit der Mutter spricht sie über die Sache nicht. Dummes Juler! Warum denn nicht? Die Mutter könnte dich so gut trösten und dein armes Herzchen wieder leicht machen.

So schafft sich schon das jüngste Menschenkind seine tiefsten Sorgen selber.

Lange Zeit trug Julchen ihr Schuldbewußtsein grübelnd mit sich herum. Zu den Schützengräben mochte sie gar nicht mehr gehen. So oft sie Hänschen oder Miki zum Mitgehen überreden wollten, wußte sie eine Ausflucht. Kam sie aber bei einem Spaziergange mit der Mutter an den ärarischen Feldern vorbei, so schlug sie scheu die Augen zu Boden und ihr armes kleines Herzchen klopfte vor Angst.

Die Woche nach Ostern ist schulfrei. Das Heer braucht Metall zum Ausbessern der Geschütze, die im Felde gelitten haben, und da die feindlichen Staaten die Zufuhr aus andern Ländern verhindern, so opfern freudig alle Staatsbürger, was sie an Metallvorräten besitzen.

Gibt es doch fast in jedem Haushalte altes Kupfer oder Messing oder Aluminium und dergleichen. Diese Vorräte sollen von großen Schulknaben zusammengetragen und geordnet werden. Ein Eisenhändler in



Die haben einen alten Kupferkessel erobert.

der Stadt — derselbe, der auch die Sammlung „Gold gab ich für Eisen“ eingeleitet hatte, packt dann alles in Kisten und schickt es an das Kriegsministerium in Wien.

Da ziehen nun die großen Knaben von Haus zu Haus und holen sich ihre Schätze. Immer fünf bis sechs gehen unter Führung einer Lehrperson in einem bestimmten Teile der Stadt sammeln. Eine Schar wandert sogar in die nächstliegenden Dörfer hinaus. Die haben einen alten Kupferkessel erobert. Auf dem

frottmeln sie nun lustig los und dazu lassen sie beständig drei alte Weckeruhren ablaufen, die sie auch bekommen haben. Es ist eine Höllenmusik, aber es wandert sich gut dabei.

Julchen und Hans kramen in der ganzen Wohnung, um etwas Passendes aufzutreiben. — Da finden sie ein Endchen Kupferdraht, hier einen zerbrochenen Aluminiumlöffel, Hanschen hat auf dem Ererzierplafte eine ganze Hand voll Patronenhülsen gefunden und Mutter opfert ihr schönes gelbes Schneebecken. Wie sind die Kinder stolz, als sie den Sammelbuben ihre Herrlichkeiten übergeben können!

Schon sind gar viele Väter auf dem Felde der Ehre gefallen. Der Schnitter Tod hält grimme Ernte. Da ist es nun die heilige Pflicht der Bevölkerung für die Witwen und Waisen der tapferen Krieger zu sorgen.

Der Herr Bürgermeister hat in einem Häuschen auf dem Bahnhofplafte einen holzgeschnitzten Ritter aufstellen lassen. Der sollte ein Kleid aus lauter Eisennägeln bekommen.

Jeder, der eine Krone zahlte, bekam eine Karte, auf der der Wehrmann abgebildet war. Auf einen Abschnitt dieser Karte mußte man seinen Namen schreiben, dann riß ein Soldat, der immer dort stand, den Abschnitt weg und nun durfte man einen Nagel in die Rüstung des hölzernen Ritters einschlagen.

Der Name aber wurde ins Gedenkbuch eingetragen und die Karte durfte man zur Erinnerung mit nach Hause nehmen.

Auf diese Weise wollte der Herr Bürgermeister viel, viel Geld zusammenkriegen und mit dem sollten

dann die Witwen und Waisen der gefallenen Krieger unterstützt werden.

In vielen Städten des Reiches hatte man solche Wehrmänner aufgestellt. Den Anfang hatte ein Wirt in Waidhofen an der Ybbs gemacht, der auf einem Wirtshausstische ein Eisernes Kreuz nageln ließ. Darauf folgte Wien mit seinem großen eisernen Ritter. Bald war kein Ort mehr ohne ein solches Wahrzeichen.

In der Stadt, in der Klein-Julchen wohnte, hatte der Herr Erzherzog den ersten Nagel eingeschlagen. An dem Tage war die Stadt beslaggt und auf dem Bahnhofplafte spielte die Musikkapelle.

Aber Julchen sah von der ganzen Feier nichts, und auch nicht den Herrn Erzherzog, denn gerade damals war Franz Paulchen nicht ganz wohl und so konnte die Mutter mit den Kindern nicht in die Stadt gehen.

Bald darauf sollte eine Wehrmannfeier von der Schule stattfinden.

Alle Schulkinder aus der ganzen Stadt zogen festlich geschmückt über die Stadtrunde zum Wehrmann.

Auf dem Bahnhofplafte stellten sie sich auf. Es waren aber so viele Kinder da, daß Julchen keinen guten Plaf bekam, und von der ganzen Feier nicht viel sah und hörte.

Da war's schon lustiger als nach einigen Wochen jede Klasse für sich ging. Jedes Kind, das dreißig Heller brachte, sollte einen Nagel einschlagen dürfen. Für die dreißig Heller bekamen sie dann im voraus die Karten.

Es waren aber viele arme Kinder in Julchens Klasse, die nicht einmal dreißig Heller hatten. Zum Glück fand sich eine gute Frau, die der Lehrerin so viele Karten schenkte, daß zuletzt jedes Kind eine bekommen konnte. Das war aber fein! — Die Lehrerin freute sich selber.

Da hatte nun eines von den kleinen Mädchen irgendwo gehört, daß die großen Leute oft einen Spruch dazu sagten, wenn sie den Nagel einschlugen und nun baten sie die Lehrerin, sie sollte ihnen doch auch solche Sprüchlein machen. Es waren aber nur mehr vierzehn Tage bis dahin und Sprüchlein machen geht nicht alle Tage wie das Strümpfe stopfen.

Zwanzig Sprüchlein hatte die Lehrerin zustandegebracht — nun wollte ihr aber wahrhaftig keines mehr einfallen.

Und wieder hatte Mißi Prinz keines bekommen.

Die Lehrerin meinte wohl, es ginge ihr im letzten Augenblicke der Mut aus. Aber Mißis Sinn war fest und starr darauf gerichtet. Sie wollte durchaus ihr Sprüchlein haben.

Nun war sie ein viel zu gutes und artiges Kind, als daß sie darum geweint oder es stürmisch verlangt hätte. Sie fragte nur jeden Tag vor der Schule ganz still: „Ist dem Fräulein noch kein Sprüchlein für mich eingefallen?“

Eines von den Mädchen hatte ihr Sprüchlein nicht gut gelernt und die Lehrerin fürchtete, sie werde es beim Einschlagen auch nicht gut können. Es mußte also ein anderes Kind den Spruch lernen.

Wieder sagte Mißi Prinz: „Bitte, darf ich ihn sagen?“ — Die Lehrerin überlegte einen Augenblick —

dann meinte sie aber doch, es sei besser, ein anderes Mädchen auszuwählen, das leichter lernte und eine lautere Stimme hatte.

Mißi Prinz weinte nicht. Aber beharrlich fragte sie jeden Tag weiter: „Ist dem Fräulein noch kein Sprüchlein für mich eingefallen?“ — Sie tat der Lehrerin schon leid, aber nun war es auf alle Fälle zu spät, sie hätte keines mehr erlernen können. So tröstete sie die Kleine jedesmal und sagte: „Du wirst schon ein andermal drankommen.“

Der Tag kam heran, an dem sie die Nägel einschlagen sollten. Eines nach dem andern kam in die Klasse im Sonntagskleid und mit krausem Haar, die Schärpe von Weihnachten um die Brust. Statt Tannenreisig trugen sie diesmal Eichenlaub.

Bevor sie weggingen, sollten die zwanzig noch einmal ihre Sprüchlein sagen — ja, da fehlte eine — und nun war Mißis Stunde gekommen:

„Fräulein, ich kann den Spruch,“ meint sie und sagt ihn gleich so beherzt und schön, daß sie die Lehrerin vor Freude umarmt und sie darf ihn dann beim Wehrmann wirklich sagen.

Da sieht man, was ein fester Wille zuwege bringt.

Julchen aber war selig, daß ihre Herzensfreundin ihren Wunsch erfüllt hatte.

Wieder geht's unter frohem Singsang über die Parkrunde zum Wehrmann. Immer zwei und zwei steigen die hölzernen Stufen hinan, während die andern drunten auf dem Platze warten.

Oben machten dann die zwei einen schönen Knicks vor der Frau, die ihnen die Karten abnahm, dann

sagte die eine ihren Spruch und darauf ging's ans Nägeleinschlagen.

Julchen sah den Wehrmann an -- na, dem konnte man höchstens bis an den Knöchel reichen, so hoch war der Sockel.

Ja, aber weit gefehlt! Jeder von den zwei Soldaten setzte eines von den kleinen Mädchen auf seine Schulter, stieg mit ihnen die Stufen der Leiter hinan und nun konnten sie ihren Nagel einschlagen, so hoch oben, als sie wollten. Bis an den obersten Teil des Helmes reichten sie. Das war aber schön, wenn sie so von oben herab schauen konnten! Wie klein da die Kinderausfahen, die unten standen!

Zum Schlusse gab's noch was Feines. Neben der Frau, die die Kartenabschnitte genommen hatte, sah eine kleiner Bub. Der war aber herzlich! So schöne, lichte Haare hatte er und himmelblaue Augen. Und das Schönste war, daß er jedem eine Hand voll Zuckerln aus einem Säckchen reichte.

„Da!“ sagte er und hielt sie den Mädchen hin. -- Ei, das schmeckte! -- Zum Schlusse sangen alle Kinder noch „Öffreich, du edles Haus“ und das „Kaiserlied“ und den „Siegeskranz“ und dann ging's nach Hause. Nein, nicht gleich. Vorerst wurde vor der Wohnung der Lehrerin ein Ständchen gemacht und da bekam jedes, nachdem es sich gehörig abgekühlt hatte, ein Glas Wasser.

Als Julchen heimkam, war die Mutter verweint. Eine Nachricht vom Vater war eingetroffen, daß man nicht wußte, sollte man sich freuen oder traurig sein. Am 22. April hatte ihm sein General die große silberne Tapferkeitsmedaille an die Brust geheftet und



Und nun konnten sie ihren Nagel einschlagen, so hoch oben, als sie wollten.

am nächsten Tage war er verwundet worden. Sieben Schüsse ins linke Bein. Nun lag er in einem Militär-Krankenhaus in Ungarn und sehnte sich nach Weib und Kindern. Besonders Franz Paulchen hätte er gerne gesehen. Als Julchen sah, daß die Mutter geweint hatte, da konnte auch sie die Tränen nicht zurückhalten. Der arme, arme Vater! —

Ja, was sollte nun geschehen? Fortfahren konnte die Mutter nicht; denn Franz Paulchen war noch viel zu klein, als daß man die weite Reise mit ihm hätte wagen dürfen, allein zu Hause lassen konnte sie die Kinder aber auch nicht.

Ja, wenn man den Vater herkriegeln könnte! — Aber wie war das zu machen? — Eine Nachbarin meinte, durch das Rote Kreuz müsse es möglich sein und da fiel dem Julchen auf einmal die freundliche Labeschwester ein, die ihr die Pseife gekauft hatte. — Wie hatte sie die Frau Müller nur genannt? — Die konnte es gewiß machen, daß der Vater herkam.

„Mutter,“ sagt sie und hängt sich an ihren Arm, „wenn wir's dem Fräulein — mir fällt's jetzt nicht ein, wie sie heißt — sagen, die kann's machen, daß der Vater herkommt.“ —

„Ja, wen meinst du denn, Julerl? — ich versteh dich nicht.“ — „Ja, Mutter, weißt, das Fräulein — mir fällt's halt nicht ein, wie sie heißt — aber die Frau Müller weiß es schon. Weißt, die, die mir die Pseife gekauft hat. Die ist so gut. Die ist auch beim Roten Kreuz. Mutter, frag die Frau Müller! Die weiß, wo sie wohnt, und alles!“ —

Die Mutter überlegt. Ob das Julerl nicht recht hat? Fragen schadet auf keinen Fall. Frau Müller

sagt ihr bereitwillig, wie das Fräulein heiße und wo sie wohne, und macht ihr alle Hoffnung, daß es das Fräulein durchsetzen werde, Herrn Waldbauer in ein Krankenhaus in der Stadt zu bringen.

Gleich nachmittags macht sich die Mutter mit Julchen auf den Weg zu Fräulein Margit Werner. Eine Nachbarin hat sie gebeten, Franz Paulchen in Obhut zu nehmen, und Hans muß im Garten Unkraut jäten.

Frau Müller hat ihnen den Weg beschrieben. Immer durch die Linzerstraße herunter bis auf den Riemerplatz. Das Haus an der Ecke des Platzes und der Schreinerstraße ist es.

Der Eingang befindet sich in der Schreinerstraße. Im Hausflur ist es ganz finster. Julchen pocht das Herz. — Ob das Fräulein auch daheim ist? — Am Ende wohnen ganz fremde Leute da und schaffen sie und die Mutter wieder hinaus. — Die Mutter drückt auf die elektrische Klingel: „Wenn uns das Fräulein nur helfen kann, Julerl,“ sagt sie zu ihrem Töchterchen. Wie ein rechter Trost ist ihr ihr großes Mädel. Hat sie doch jetzt niemand andern, denn sie ihr Herz ausschütten kann.

Es dauert nicht so lang, als man bis zehn zählt, und schon geht die Tür auf und da steht das Fräulein Margit: „Was wünschen Sie denn, liebe Frau?“ fragt sie und dann bemerkt sie Julchen: „Ja, das ist ja das liebe kleine Mädel, das ich im Militär-Krankenhaus gesehen habe! — Wie geht's dir denn, Kindl?“ — „Danke, gut,“ sagt Julchen und macht einen Knicks. Das Fräulein führt sie ins Zimmer und nun bringt die Mutter ihr Anliegen vor.

„Mhm,“ sagt das Fräulein und stützt nachdenklich den Kopf in die Hand.

Julchen bekommt Angst. Denn wenn die Leute „mhm“ sagen, heißt es meistens hinterher: „Da läßt sich nichts machen.“ —

Aber nein. Fräulein Margit steht plötzlich auf und sagt: „Warten Sie, ich will nur schnell den Oberstabsarzt fragen, ob er draußen ist, und wenn er zu sprechen ist, gehen wir gleich zusammen hinaus.“

Dann geht sie zu einem braunen Holzkästchen an der Wand in dem ist in der Mitte ein rundes Loch mit einem Trichter dran und an jeder Seite hängt ein rundes Ding mit einem Stiel. Jetzt dreht sie eine Kurbel an der rechten Seite des Kastens. Es läutet. —

Dann nimmt sie so ein rundes Ding, hält es ans Ohr und ruft: „Hallo! — Bitte, Nummer 269. — — Ja.“

Julchen begreift nicht, mit wem das Fräulein spricht. In dem Kasten kann doch kein Mensch stecken!

Das Fräulein spricht weiter: „Hallo! Hier Margit Werner. Bitte, ist der Herr Oberstabsarzt draußen?“

— Dann nach einer Weile: „O, grüß Gott, Herr Oberstabsarzt, Sie selbst? — Ah, das ist schön! — Ja, bitte — gewiß. — Ich komme sofort. — Danke, Herr Oberstabsarzt. — Auf Wiedersehen! Grüß Gott.“ Dann hängt sie das Ding wieder auf, dreht die Kurbel und es läutet wieder.

Es ist immer merkwürdiger! Das Fräulein spricht und spricht und kein Mensch gibt ihr Antwort — und nirgends ist ein Oberstabsarzt zu sehen.

Ganz erstaunt sieht sie das Julchen an, als sie zum Tische zurückkommt. „Kindl, was machst du für große Augen!“ sagt das Fräulein und faßt Julchen am Kinn.

„Hast du noch nie telephonieren gehört? — Weißt du, der Herr Oberstabsarzt hat genau so einen Kasten wie ich. Und von seinem Kasten geht ein elektrischer Draht bis zu meinem Kasten und da höre ich dann alles, was er spricht, und er hört mich. Verstehst du?“ —

Recht gut versteht es das Julchen nicht. Aber sie getraut sich nicht, weiter zu fragen.

Das Fräulein wartet auch auf keine Frage mehr. Sie holt ihren Hut aus dem Kasten und sagt: „So, jetzt gehn wir gleich zusammen ins Truppenspital. Der Herr Oberstabsarzt erwartet uns schon.“

Der Weg ist ziemlich weit, viel weiter als ins Reservespital IV. Fast eine halbe Stunde brauchen sie bis sie draußen sind. —

Ein Soldat führt sie in das Empfangszimmer des Herrn Oberstabsarztes.

Sieht's hier wieder merkwürdig aus! — In der Mitte steht ein weißes Metallbett — das hat aber keine Wände — und unten ist eine große Schraube dran.

„Wenn ich da drauf schlafen müßte, fiel ich zehnmal in der Nacht herunter,“ muß das Julchen denken, dann sieht sie sich weiter im Zimmer um.

Da steht an der einen Wand ein Ruhebett und daneben steht ein Glaskasten.

Da sind aber keine Porzellantassen drinnen wie bei der Linzer-Großmutter — lauter Scheren und Messer und Zangen und große Schüsseln.

Tausend Fragen schweben Julchen auf den Lippen und keine kann heraus.

Aber auf dem Heimweg! — Da wird sie die Mutter um alles fragen.

Nachdem sie eine Weile gewartet haben, kommt der Herr Oberstabsarzt herein: „Haben Sie schon wieder einen Soldaten da, Fräulein Margit?“ ruft er. „Nein, einen Soldaten nicht, aber eine Soldatenfrau und ein Soldatenkind!“ meint sie und erzählt ihr ganzes Anliegen.

Der Herr Oberstabsarzt schüttelt den Kopf und zieht die Achseln auf: „Wird kaum möglich sein, Fräulein Margit, kaum möglich! Unsere Spitäler sind alle überfüllt! Kein Platz mehr!“ — „Aber Herr Oberstabsarzt — nur für den einen Mann noch! Für einen Helden mit der Tapferkeitsmedaille! Lieber, guter Herr Oberstabsarzt!“ und sie bittet und bettelt und läßt nicht Ruh, bis er endlich nachgibt: „Das war aber wirklich das aller, allerletzte Mal, Fräulein Margit,“ sagt er lachend und schüttelt ihr die Hand. — „Gewiß,“ meint sie, „bis ich wiederkomme.“

Auf dem Heimwege erklärt das gute Fräulein dem Julchen alles, was sie im Empfangszimmer des Oberstabsarztes gesehen hat. Dann muß das Julchen mit der Mutter noch mit in ihre Wohnung kommen und sie gibt ihr ein Säckchen mit Backwerk mit.

„Aber schön teilen mit dem Brüderlein!“ ruft sie ihr nach. Die Mutter kann dem guten Fräulein nicht genug danken und wünscht ihr Gottes reichsten Segen.

Das ist ein fröhliches Heimwärtsgehen. Als Hans erfährt, daß der Vater kommt, rennt er vor Freude in ganzen Haus herum, erzählt's allen Nachbarn und schreit hurra!



Siegeszuversicht.

Es war ein gottgesegneter Mai.

In überquellender Fülle prangte die Erde, als wollte sie Ernt' schaffen für alles, was der raube Krieg zerstört hatte.

Wie dicke, weiße Blütensträuße standen die Bäume an den Landstraßen und darüber spannte sich ein tiefblauer Himmel. In hellem jungen Grün glänzten die Wiesen und aus dem grünen Grase heraus leuchteten die gelben Maiblumen wie tausend Sonnen.

Die Bienen waren fleißig an der Arbeit, daß die Obstbäume von ihrer Fülle erbräusten.

Wohl ein Meter hoch stand die schwellende Saat. Zwischen den breiten Hochblättern bauchte sich schon die junge Ahre. Trillernde Lerchen stiegen weit, weit hinauf in das lachende Blau und sangen ihr Frühlingslied unbekümmert um Krieg und Kriegenot.

Aus dem Walde aber ließ der Kuckuck unermüdlich seinen Ruf erschallen. Auch der Wald hatte sich schon mit seinem schönsten Frühlingskleide geschmückt. Die Tannen und Fichten trugen lichte Spitzen, tausend weiße Blütensterne schmückten den

Erdbbeergrund und Amsel und Fink um die Wette erzählten dem, der es nicht selber sah, von den Herrlichkeiten des Frühlings.

Die Schwalben im Hausflur hatten längst Junge bekommen, sechs junge hungrige Vöglein sperrten ihre Gelschnäbel auf. Kam dann der Schwalbenvater mit einem fetten Bissen herangeflogen, so reckten sich sechs dünne Hälschen. Jedes wollte das erste sein.

Hans und Julchen konnten sich nicht sattsehen an dem Familienleben da oben. Wenn nur zu ihnen auch bald der Vater käme! — Ja, da hieß es Geduld haben, drei bis vier Wochen würde es dauern, hatte das Fräulein Margit gesagt.

Am vierten Mai sah die Mutter mit ihren Kindern im Hammerparke. Kein-Paulchen ruhte im Grase und Hans und Julchen ließen im Wächlein die neuen Holzschifflein schwimmen, die ihnen die Großmutter geschickt hatte. Das waren natürlich zwei deutsche Unterseeboote, die im Verlaufe von einer halben Stunde mindestens sechs englische Kreuzer in den Grund bohrten.

Es war eben fünf Uhr nachmittags. — Auf einmal hörte man vom Domturme her ein dunkles Summen — lauter und lauter klang es, das war die große Glocke — baum — baum dröhnte sie in langsamen, schweren Tönen, — bald mischten sich die andern Domglocken hinein bis zur kleinen Armenseelenglocke, — nun kommt auch die altmodische Pfarrglocke vom Franziskanerturm hinzu, die immer so freundlich zum Essen ruft und die evangelischen Glocken mit ihrem glasklaren Durton, dann die nüchterne Marktglocke vom Rathause, die frommen Klostererglocken vom In-

stitut der Englischen Fräulein und das haardünne Wimmern der Alumnatglocken.

Wie zu Ostern.

Es läufet fort und läufet fort und will nicht enden. Schon läufet es eine Viertelfunde und immer noch geht es weiter — baum, baum, — bam, bam, — bim, bim, — bim, bim, bim, — bam, bam, bam, — baum, baum. —

Was hat das zu bedeuten? — Die Mutter setzt Franz Paulchen in den Wagen und sie fahren in die Stadt hinein, um zu erfragen, was es denn gibt.

Auf der Stadtrunde treffen sie eine Schar junger Burschen, die in heller Begeisterung die „Wacht am Rhein“ singen. Die Mutter wendet sich gleich an den ersten und fragt ihn, was denn los sei. „Wir haben gesiegt, die Reihen der Russen sind durchbrochen, hurra, hurra, hurra!“ jauchzt er und Hänschen schreit mit. — In stummer Ergriffenheit faltet die Mutter die Hände und schickt ein stilles Dankgebet zum Lenker der Schlachten. Also doch! Gott sei Dank!

Voll Freude beten sie am nächsten Tage in der Schule: „Lieber Gott, wir danken dir für den Sieg!“

Es soll aber noch viel schöner kommen.

Weiter stürmen die siegreichen Helden immer vorwärts nach Nordosten. Przemysl, du hartbedrängte, heldenhafte Dulderin, dein Retter naht! Am Fronleichnamstage ist die Festung unser. Ein Siegesjubiläum brauft durch das Reich. Nun muß sich alles, alles wenden!

Von den Dächern wehen die Siegesfahnen, in den Schaufenstern sind Kaiserbilder ausgestellt und am Abend wird in der Stadt eine Siegesfeier abgehalten.

Wieder hört Julchen die brausenden Hochrufe und die Klänge der Musik bis in ihr Bettchen.

Sie hat ihr Abendgebet schon gesprochen und soll einschlafen, wie sie aber den Jubel auf der Straße hört, da richtet sie sich noch einmal in ihrem Bettchen auf und sagt: „Lieber Himmelvater, ich dank dir viel milliontausendmal“ und dann wieder zu Hänschen: „Hänsi, du auch!“ Der hört aber nichts mehr trotz Trommelwirbel und Paukenschlag.

Endlich, endlich kam der ersehnte Tag, der den Vater in die Heimat brachte. Vom Bahnhofe holen durften sie ihn freilich nicht, denn er fuhr im Roten-Kreuz-Zuge und wurde gleich ins Militär-Krankenhaus gebracht. Er kam in dasselbe Haus, in dem Julchen schon so oft Besuch gemacht hatte, ins Reservespital, Sektion IV.

Der Mutter war das Herz schwer, daß sie ihn nicht selbst pflegen durfte, und doch war sie glücklich, ihn in der Stadt zu wissen, ihn jeden Tag besuchen zu dürfen. Wie freuten sie sich alle vier, denn auch Franz Paulchen zappelte vor Vergnügen über Hänschens fröhliches Hurrarufen, als sie eine Karte erhielten, auf der geschrieben stand: „Übermorgen bin ich schon bei euch!“

Kaum zu erwarten war dieses Übermorgen. Endlich war es aber doch da. Nachmittags um zwei Uhr war Besuchsstunde. Mutter hatte lange hin und her überlegt, was sie dem Vater mitbringen sollte. Es mußte doch etwas sein, was ihm Freude machte, und essen sollte er es doch auch dürfen. Zulezt entschloß sie sich für eine Flasche Himbeerjast. Der konnte ihm

gewiß nicht schaden und er frank ihn gern, das wußte sie. Für den nächsten Tag sollte er sich dann wünschen, was er wollte.

Die Kinder hatten in der Schule gebeten, ihre Zeugnisse mitnehmen zu dürfen, damit sie diese dem Vater zeigen konnten. „Grad die einzigen zwei dummen Zweier vom ersten Vierteljahr!“ dachte Julchen. Ein Glück nur, daß sie keine weiteren Brüder hatten.

Klein-Paulchen aber sollte dem Vater einen Blumenstrauß geben. Bis zur Tür trug ihn das Julchen, denn der kleine Mann hätte ihn sonst arg gezauff.

So wanderte Julchen wieder ins Militär-Krankenhaus Nummer vier.

Nun war ihr Vater auch ein Verwundeter. — Bei dem Gedanken stieg es ihr heiß in die Augen und sie mußte sich sehr, sehr zusammenehmen, um kein hartes Wort über die bösen Russen zu sagen, die daran Schuld waren. Schnell denkt sie an etwas anders. Ja, — an Franz Paulchen. Wird sich der aber darüber freuen, daß er jetzt auch einen Vater hat!

„Franz Paul!“ jauchzt sie ihm zu, „zum Vater gehn wir, zum Vater, freu dich Paul, freu dich!“ und dabei lacht sie ihn mit vollem Gesichte an. Franz Paulchen kräht vor Wonne. — Wie sich der freut!

Die Mutter fragt die Rote Kreuz-Schwester wo der Vater liegt. „Der Zugführer Johann Waldbauer mit der Tapferkeitsmedaille, der gestern gekommen ist? — Der liegt auf Zimmer Nummer fünf.“ — Julchen weiß schon, das ist das freundliche Zimmer im ersten Stocke, in dem nur drei Betten stehen. Sie

öffnen die Türe und treten ein — zwei Betten sind leer — und im dritten — „da liegt ja ganz ein fremder Mann!“ denkt Julchen, „der Vater hat doch keinen so langen Bart!“ — aber da küßt ihn die Mutter schon und er ruft: „Hansi, Juler!“ — und jetzt ist's richtig der Vater.

Die Mutter reicht ihm den kleinen Franz Paul hin — aber o weh! — Da gibt's einen großen Jammer. Der Kleine fürchtet sich vor dem fremden Mann mit dem langen Bart und bricht in ein lautes Geschrei aus.

Das Julchen ist ganz verzweifelt. So ein dummes Tschapperl.

So schön kann er schon „Tata“ sagen, alle Tage hat er nach dem Vater gerufen und jetzt wo er da ist, schreit er.

Nach vielen vergeblichen Versuchen gelingt es der Mutter doch, ihn zu beruhigen. Er sitzt jetzt ganz still auf ihrem Knie und wirft nur ab und zu einen erschreckten Blick auf den langen Bart, um sich gleich darauf an Mutters Brust zu verstecken.

Wie abgezehrt des Vaters Hände sind und wie schmal sein Gesicht! Aber so glücklich sieht er drein.

Hänschen interessiert sich sehr für die Tapferkeitsmedaille und wie es denn zugegangen sei, daß er sie bekommen habe. In der Lade des Nachtkästchens neben dem Bette liegt sie. Hans nimmt sie heraus und betrachtet sie von allen Seiten. Fast läßt er Mutter und Julchen keine Zeit, sie auch anzusehen.

Endlich hat er sie genug angeschaut — und nun muß der Vater erzählen, ganz genau wie es gekommen ist, daß er dem Kosakenführer in den Kar-



pathen die Fahne abgenommen und ihn samt seiner Schar gefangengenommen hat.

Und jedesmal, so oft sie den Vater besuchen, muß er es wieder erzählen und noch viele andere Dinge.

Der Himbeersaft ist dem Vater schon recht. Für morgen bestellt er sich Schokolade. Er darf ja alles essen, fühlt sich auch ganz wohl, nur das Bein schmerzt. Noch immer steckt ein Geschoß in der Ferse. Drei Splitter haben sie ihm schon herausgenommen.

Auch über die Blumen freut er sich und über die Zeugnisse. — Über die zwei Zweier sagt er gar nichts.

Nur zu schnell wird es vier Uhr. Die freundliche Schwester erlaubt noch ein halbes Stündchen mehr, dann heißt's aber ernstlich Abschied nehmen. „Morgen kommen wir wieder,“ rufen die Kinder noch von der Tür zurück und winken mit der Hand.

Auch Franz Paulchen ist schon ausgesöhnt und wie ihm die Mutter sagt: „Mach schön Papa!“ winkt er von ihrem Arm herunter mit dem Händchen.

Alle Tage besuchen sie den Vater und freuen sich, wie es ihm nach und nach besser geht.

Bald wird er so weit sein, daß er aufstehen kann, und da darf er dann ins Heim für die genesenden Soldaten. Von dort aus kann er jeden Tag daheim Besuch machen.

Pfingsten rückt heran und Julchen freut sich wie jedes Jahr auf die weißen Mädchen und die Luftballons, auf die Verkaufsbuden auf dem Domplatze und auf die ersten Kirschen.



Das Bild aber, das sie verkauften, stellte den Herrn Jesus auf einem roten Kreuze dar.

Da wird sie aber heuer grimmig enttäuscht. Wohl gibt es weiße Mädchen und Luftballons, aber Verkaufsbuden wurden keine aufgestellt und Kirschen kriegte man auch nicht zu kaufen.

Die Kaufleute haben heuer keine Buden aufgestellt, weil sie viel zu wenig Bedienstete haben. Fast alle Geschäftsdienner haben einrücken müssen und die wenigen, die noch hier sind, brauchen sie im Laden.

Nur eine einzige Bude war auf dem Domplatz aufgestellt. Vor der hing ein weißes Tuch mit einem großen roten Kreuze wie die Fahne vor den Militärkrankenhäusern. Drinnen aber standen Frauen von der Frauenhilfsgruppe vom Roten Kreuz und verkauften schöne Bilder an die Firmlinge und an alle, die vorübergingen. „Schönstes Andenken an die heilige Firmung im Kriegsjahre 1915“ stand auf einem Zettel gedruckt, der an der Bude angenagelt war.

Das Bild aber, das sie verkauften, stellte den Herrn Jesus auf einem roten Kreuze dar. Von unten züngelten rote Flammen um den Kreuzesstamm. So müd und traurig blickte der Heiland herab und doch so voll Liebe und Güte.

Die Mutter kaufte ein solches Bild für den Vater. Es sollte ein Andenken sein für alle Zeiten.

Warum es aber keine Kirschen gab? — Ja, — das hatte seine ganz besonderen Ursachen. Die größte Schmach, die die Weltgeschichte kennt, hatte Italien auf sich geladen, es hatte den Freund verraten und hinter seinen Rücken mit dessen Feinden unterhandelt.

Schon zu Anfang des Krieges hatte es kalt zugehen, wie Osterreich und Deutschland allein sich gegen eine Welt von Feinden verteidigen mußten, dabei

aber noch immer unter der Maske der Freundschaft versucht, seinen Vorteil zu wahren.

Immer unverschämtere Forderungen stellte es an seinen Bundesgenossen, um schließlich, als diese Forderungen gleichbedeutend mit einem frechen Raub erschienen und zurückgewiesen werden mußten, sein wahres Gesicht zu zeigen; treulos brachen sie den Bundesvertrag und traten in die Reihen unserer Feinde. Eben am Pfingstsonntage erfolgte die Kriegserklärung.

Woher hätten wir nun Kirschen haben sollen, wenn es keinen Handel mit Italien gab? — Zu Pfingsten sind bei uns die Kirschen noch nicht reif. Alle die Jahre her waren die ersten Kirschen, die man zu kaufen bekam, aus Italien gekommen, gerade so wie die Winterveilchen und die ersten Apfelsinen.

Ja, so gab's heuer keine italienischen Kirschen. Dafür aber um so mehr Schwalben. Im Eifer der Kriegsvorbereitungen hatten wohl die Italiener heuer ganz aufs Schwalbenschießen vergessen. Ja, das war jedes Jahr ein Hauptspaß für sie gewesen, auf die armen unschuldigen Tierchen zu schießen, die über den rauen Winter wärmere Wohnstätten aufsuchten.

War da von der Ferne in der Luft ein Schwalbenflug zu sehen, so klang's aus hundert Kehlen: „Il passagio, il passagio!“ und jeder griff nach der Flinte, um dem grausamen Sport zu huldigen.

Als der Vater in der Zeitung von der Treulosigkeit Italiens las, da tat ihm seine Wunde doppelt leid. — Wie gern wäre er mit ins Feld gezogen, um den Verräter zu strafen!

Sei, wie war im Land Tirol alles zu den Waffen geeilt, vom jüngsten bis zum ältesten Mann. Da griff der silberhaarige Greis begeistert zum Stutzen wie der Jüngling. 's ging ja ums Landl und da bleibt kein Tiroler daheim. O, wie war es dem Vater schwer ums Herz, daß er da untätig zusehen mußte!

Im Osten ging's mit Riesenschritten vorwärts. In wenigen Wochen war Lemberg zurückgewonnen und nun wälzte sich die österreichisch-deutsche Woge unaufhaltbar ins weite Rußland hinein.

Zerstampfte Felder, zerstörte Dörfer, verbrannte Wälder waren die traurigen Wahrzeichen, die die Russen zurückgelassen hatten. Tausend Hände regten sich in unermüdlicher Arbeit das wieder aufzurichten, was die Kriegsfurie zerstört hatte, die verwüsteten Felder wieder zu bebauen.

Bald konnten viele Flüchtlinge wieder in ihre Heimat zurückkehren, unter ihnen auch die kleine Wanda, die in der Zeit vom November bis zum Mai das Deutsche schon ganz gut erlernt hatte. Als sie den letzten Tag in der Schule war, schenkte ihr die Lehrerin das schöne Rote-Kreuz-Bild zum Andenken und alle Schulkinder riefen ihr zum Abschied ein herzliches Grüß Gott zu. Wie wünschten sie ihr alle, daß sie daheim ihre Mutter gesund und wohlhalten antreffen möchte.

Neben den Flüchtlingen aus Galizien, die noch in der Stadt geblieben waren, sah man jetzt andere fremdartige Gestalten von südländischem Aussehen in den Straßen. Dunkeläugige Frauen und Mädchen mit dunklem lockigem Haar, die weiche bunte Istrianermütze mit langwallenden Enden um den Kopf ge-

schlungen, und kraushaarige, dunkle und helle Kinderköpfschen, die ausfahen wie die sizilianischen Engel.

Das waren die Bewohner der südlichen Grenzgebiete, die es vorgezogen hatten, sich während der stürmischen Zeit in gesicherte Gegenden zu begeben.

Man konnte nun in den Straßen alle möglichen Sprachen hören. Da waren einmal die vielen ungarischen, tschechischen, kroatischen und polnischen Soldaten und ihre Angehörigen, die sie zu besuchen kamen, dann die polnischen Flüchtlinge, die noch lieber einige Zeit verstreichen ließen, bevor sie abreissen, die russischen Gefangenen, die tagtäglich, wenn sie zur Arbeit geführt wurden, durch die Straßen gingen, und nun kamen auch noch die Istrianer dazu.

Außerdem waren die verschiedensten deutschen Mundarten vertreten, da gab es Soldaten aus der Prager Gegend mit ihrem reinen Deutsch, das elegante Schlesiisch konnte man hören und das freundliche Schwäbisch und Sächsisch, einzelne Verwundete sprachen das echteste Berlinerisch, andere das herzige Kärntnerische und Steirische und darenin mischte sich die breite, bequeme einheimische niederösterreichische Mundart. Julchen wunderte sich immer sehr, woher die Mutter das kannte, in welcher Sprache die Leute redeten. Ihr kam alles, was sie nicht verstand, wie böhmisch vor.

Der Vater fühlte sich schon ganz wohl, aber mit dem Gehen wollte es immer noch nicht recht vorwärts. Der Herr Regimentsarzt schüttelte immer den Kopf, wenn er das Bein untersuchte.

Noch durfte der Vater schon den ganzen Tag außer Bett sein und auch schon leichte Arbeit verrichten.

So übersiedelte er gegen Ende Juni in das Heim für genesende Krieger in der Turnhalle.

Wie stolz war da das Julein, daß sie den Vater jeden Tag besuchen durfte! Wenn die Kinder zur Schulkür kamen und die ganze Reihe nach links zur Stadtrunde schwenkte, zeigte das Julein jedesmal auf und sagte zu dem Fräulein: „Bitt, ich geh' da hinüber, den Vater besuchen“ und deutete nach rechts. — „Na, geh nur!“ sagte dann das Fräulein und sie schritt mit gehobenem Sinn aus der Reihe der Mitschülerinnen in die entgegengesetzte Richtung.

Einen Tag wie den andern.

Ja, nun hatte sie einen Helden als Vater. — Wie stolz und glücklich sie das machte!

Nicht alle Opfer des Krieges waren im Feld draußen gefallen. Viele unserer wackeren Krieger waren noch einmal in die Heimat gekommen, zu Tode verwundet oder sterbenskrank und schlossen erst hier ihre Augen zur ewigen Ruhe, starben daheim als Helden wie ihre Brüder in der Schlachtreihe.

Schon viele hatten sie zur Stadt hinausgetragen auf den Heldenfriedhof.

Zum letztenmale ging's unter klingendem Spiel zum Tore hinaus. So merkwürdig erschallte das Horn . . . im langsamen, feierlichen Zeitmaße. Ta—ta ra—ta—ta—ta—ta. Wie ein Klang aus einer fernen Welt.

Am Grabe noch ein Ehrengruß aus den Gewehren der Kameraden und dann tönte der letzte Zapfenstreich in wehmütigem Klagen ins kühle Bett hinein. Über alles aber erhob sich in mächtigen Akkorden das Kaiserlied, das alte, wie ein Hymnus aus dem Grabe

heraus — für dich mein Vaterland hab' ich gelebt, für dich bin ich gestorben. Es lebe der Kaiser!

Erst gestern wieder hatten sie einen Soldaten aus dem Krankenhaus zu Grabe getragen und nun sprachen sie in der Schule davon. Daß eine oder andere Kind hatte das Leichenbegängnis gesehen, erzählte davon und ein Heer von Fragen bestürmte die Lehrerin.

Die erzählte darauf ihren kleinen Mädchen von den braven Soldaten, wie viel sie leiden mußten, wieviele Entbehrungen, wieviel Entsetzen und Jammer über sie kämen und wie sie doch alles standhaft ertrügen aus Liebe zur angestammten Erde und zu ihrem guten Kaiser.

Wie der Tod seine grause Ernte hielte und so manchen dahinmähte, um den daheim Weib und Kind oder Vater und Mutter weinten. Und wieder schloß die Lehrerin mit den Worten: „Und sie alle haben für uns geblutet, für unsere Sicherheit haben sie ihr Leben dahingegeben.“

Tiefes Schweigen herrscht in der Klasse, als die Lehrerin geendet hat. — Ganz ernst sieht es in den jungen Gemütern aus.

Julein ist so weh geworden bei den Worten der Lehrerin. Wieder sieht sie ein unbezwingliches Großes, das sie nicht abzuwehren vermag. Ihr kleines Herzchen zuckt mit in dem ungeheuren Schmerze der ganzen Welt.

Die Lehrerin fragt die Kinder, ob sie den toten Helden nicht Blumen aufs Grab legen möchten, als letzte Liebesgabe ihrer Dankbarkeit. — Alle wollten es gern tun.

Morgen nach der Schule wollen sie zusammen hinausgehen auf den Heldenfriedhof.

Julchen ist bange. Sie ist noch nie auf einem Friedhofe gewesen. Sie haben noch kein Grab aus der Familie. Es ist kein Fürchten — nur ein leises Zagen vor einem nie Gesehenen. — —

Am nächsten Tage bringt jedes von den kleinen Mädchen ein Sträußlein mit. Julchen und ihre Freundin Mißi haben außerdem jede von der Mutter einen kleinen Blumenstock aus dem Garten bekommen.

Bevor sie fortgehen, ermahnt sie die Lehrerin noch einmal, ja recht still und artig zu sein und dann erzählt sie ihnen die Geschichte einzelner Gräber. Von dem braven Landwehrmanne, der seinen verwundeten Hauptmann aus der Schlacht getragen und ihn geborgen hat, bis er selbst einen Schuß in die Lunge erhielt, von dem er nimmermehr genas, und von dem tapferen Zugsführer, der mit den Seinen eine dreifache Übermacht zum Wanken gebracht hatte und später an einem töckischen Lungenleiden zugrunde gehen mußte.

Auch ein junger Oberleutnant liegt draußen. Das einzige Kind seiner Eltern. Grad und aufrecht hatten sie ihn erzogen, Körper und Seele hatten sie ihm gegen alle Gefahren gestählt. Sie hatten ihn westerfest gemacht gegen Schnee und Regen und Sturm, gegen Kälte und Hitze. An Leib und Seele rein und kerngesund war er herangewachsen, eine herzerfreuende Menschenblüte.

Da kam der Krieg und riß ihn fort von den liebenden Eltern, von der freien Braut. — Oft und oft klagte seine Mutter: „Schnee und Eis tun ihm



Nur er stand aufrecht und suchte mit seinem Feldstecher die Gegend ab.

nichts, auch Krankheiten werden ihn nicht überwältigen können, ich habe ihn so erzogen, daß sein Körper jeder Anstrengung standhalten kann — nur vor einer Kugel kann ich ihn nicht schützen."

Und nun war sie wirklich gekommen, die grausame Kugel, gegen die alle Elternliebe nichts, gar nichts ausrichten konnte.

Er stand mit seinem Zuge im heftigsten Schrapnellregen. — Alle Soldaten legten sich platt auf die Erde. Nur er stand aufrecht und suchte mit seinem Feldstecher die Gegend ab, woher das Feuer käme: „Herr Oberleutnant, um Gotteswillen, schnell zu Boden!" rief ihm ein Korporal zu, „sonst bekommen Sie eine Kugel!" — „Und was tut das?" fragte ruhig der Oberleutnant, „so viele Kameraden bekommen sie, warum nicht auch ich? — Meine Aufgabe ist es nicht, meine Person zu schützen, ich habe die Pflicht, die Gegend zu durchsuchen."

In dem Augenblick dringen ihm zwei Kugeln zugleich in die Nackengegend. Er sinkt in die Arme des Korporals, der gleich darauf schwer verwundet wird und tot zusammenbricht. — Noch drei Tage lebte der zu Tode getroffene Oberleutnant und starb dann im Feldspital.

Das war im November gewesen.

Im Frühling haben sie der Mutter den toten Sohn in die Heimat gebracht und nun ruht er auf unserem Heldenfriedhofe.

Noch von vielen anderen Heimathelden erzählt die Lehrerin und zuletzt von dem armen russischen Feldkaplan, der im Krankenhause an einer Lungenkrank-

heit gestorben ist, weit, weit weg von seiner Heimat. „Wollen wir nicht auch an seinem Grabe beten? Wohl war er unter der Schar unserer Feinde, aber den Einzelnen dürfen wir nicht hassen. Wir kämpfen nur gegen den Übermut des ganzen großen Russenreiches. Für den Besiegten, den Verwundeten, den Toten, bleibt nichts als Menschlichkeit und Erbarmen."

Klein-Julchen hört erregt zu.

Wie ein Lichtstrahl vom Himmel dämmert es ihr, wie sie jetzt das Unrecht gut machen kann, das seit Wochen auf ihrer jungen Seele lastet.

Als das Fräulein an ihrer Bank vorbeikommt, faßt sie ihre Hand und sagt: „Ich schenk mein Blumenstöckerl dem toten Russen. Darf ich?"

Ja, natürlich darf sie. Und Mißi Prinz macht ihr's nach.

Ein helleuchtender Junihimmel spannt sich über wogenden Ahrenfeldern, süßer Lindenduft, durchweht die warme Sommerluft als die muntere Kinderschar zur Stadt hinauszieht.

Großer Gott, wie ist die Welt so schön! Der mächtige Jubel der schwellenden Natur reißt die jungen Gemüther mit. Froher Sang erschallt und übermütiges Lachen und Jauchzen. — Und geht doch zur Stätte des Todes.

Daran denkt nun keines von den kleinen Mädchen. Sie freuen sich an der lachenden Schönheit der Fluren, an ihrer eigenen blühenden Jugend — so ganz von innen heraus, ohne warum und wozu. — Und die Lehrerin zerreißt ihre Freude nicht. — Sie

läßt ihnen ihre sorglose Lust, bis der Ernst der Stätte, die sie betreten von selbst zur Ruhe mahnt.

Vor dem Friedhofsparken stehen sie still. — Leise, leise, auf den Fußspitzen gehen die kleinen Mädchen über den Kiesweg. Manches von ihnen hält den Finger vor den geschlossenen Mund. — Sie wollen die Ruhe der Toten nicht stören.

Unter den dunklen Waldbäumen liegen ungezählte kleine braune Hügel. Das sind die Heldengräber.

Drüben an der Wand liegt der tapfere Oberleutnant, von dem die Lehrerin erzählt hat. — Ein kleines schwarzes Holzkreuz steht am Kopfende. Es ist dasselbe, das ihm die Kameraden im Felde errichtet haben. Kostbarer und schöner als der teuerste Grabstein.

Schweigend treten die Kleinen an die Gräber heran und legen ihre Blumen nieder. Sorgsam achten sie darauf, daß auch jedes Grab sein Sträußlein bekommt.

Dann falten sie die kleinen Hände und beten fromm ihr Vaterunser. Wie sie's von der Schule her gewöhnt sind, fügen sie zum Schlusse hinzu: „Lieber Gott, mach mich fromm, daß ich in den Himmel komm! Lieber Gott, schenke uns den Frieden.“

Und über ihren Häupten singt eine Amsel ihr schmelzendes Lied.

Julchen bangt sich nicht mehr. Eine große Ruhe ist über sie gekommen und eine unendliche Dankbarkeit erfüllt ihr kleines Herz gegen die toten Helden da unten, die ihr die Heimat erhalten haben.

Jetzt singen die Kinder ihren Grabgesang, so gut sie es können: „Das Kaiserlied“ und den „Siegeskranz“ und „Den guten Kameraden“ und das „Morgenrot“ und zum Schlusse noch ein Schummerlied: „Müde bin ich, geh zur Ruh“.

Mit den Kindern schweigt auch die Amsel. — Sie treten in Reih und Glied und marschieren wieder in stummem Schritt an das Ende des Friedhofes zum Ruffengrabe. Julchen und Mizi tragen noch ihre Blumenstöcke.

Weiß, weit draußen ragt aus der braunen Lehm-erde das fremdartige Kreuz mit den zwei Balken, deren einer quer verschoben ist. — Hier liegt der tote Feldkaplan.

Julchen und Mizi stellen ihre Blumenstöcke auf das Grab. Dann beten die Kinder wieder ein Vaterunser. Warum sollten sie es nicht tun? Nur gesungen wird nicht. „Armer, toter Russe!“ sagen sie — und dann gehen sie wieder weiter. — So viel Liebe steckt in den jungen Herzen!

Am 15. Juli war Schulschluß. Wie so ganz anders als im Vorjahre! In einem andern Hause ohne alle Feierlichkeit. Nur in der Klasse nahmen Lehrerin und Kinder auf Wochen Abschied von einander.

Vaters Fuß wollte gar nicht besser werden. Er humpelte immer noch recht mühselig daher. Dabei litt es ihn gar nicht mehr recht zu Hause. Er war zu empört über die treulosen Italiener. Julchen aber war heimlich froh, denn so konnten sie den Vater wenigstens noch eine Weile hierbehalten.

Im Felde ging's mit Riesenschritten vorwärts. Fast kein Tag verging, der nicht einen Sieg, eine



Tulchen und Mihi stellten ihre Blumenstöde auf das Grab.

Eroberung meldete. Immer mehr Kriegsgefangene sah man durch die Straßen ziehen.

Nah bei einem Dorfe südlich von der Stadt hatte man ihnen ein Lager erbaut, das zwanzigtausend Mann faßte. — Aber auch die Zahl der Verwundeten nahm zu, auch für sie mußten neue Heimstätten ge-

schaffen werden und immer noch zogen neue Scharen ins Feld und immer wieder gab es neue Musterungen.

So kam der 18. August heran, des Kaisers Geburtstag. Heuer war es der fünfundachtzigste und der sollte besonders festlich begangen werden.

Wie aber das ganze Sinnen und Trachten unseres Monarchen nur dem Kinde gehört, wie er in allem bedacht ist, dem Frühling seines Volkes die Bahn zu ebnen, so sollten auch vor allem die Kinder ihren guten Kaiser ehren.

Es wurde beschlossen, am 18. August in den ersten Dämmerstunden einen Kinder-Huldigungs-Zug abzuhalten, bei dem sie bunte Fähnchen und Papierlaternen tragen und vaterländische Lieder singen sollten.

Damit aber auch des Kaisers innigster Wunsch erfüllt würde, es möchten zu seinem Geburtstage nur Wohltätigkeits-Feste abgehalten werden, sollte der Reinertrag aus dem Verkaufe der Fähnchen und Laternen den armen Kriegskindern zugute kommen. Außerdem durften den ganzen Tag über junge Mädchen in der Stadt mit Heimsparcassen sammeln gehen, auf denen geschrieben stand: „Für unsere Kriegskinder“.

Die Kriegskinder, das sind alle armen kleinen Soldatenkinder, die während des Krieges zur Welt kommen.

Ein solches Kriegskind war Franz Paulchen auch. Wie gut das Büblein jetzt schon seinen Vater kannte! Den großen Bart fürchtete er gar nicht mehr. Voll Vergnügen faßte er mit beiden Händchen drein und

zerrte daran herum, bis es dem Vater zu arg wurde und er den kleinen Schelm lachend auf die Erde setzte.

Durch drei Tage standen die Frauen aus der Stadt in ihrem Verkaufsraume, verkauften Fähnchen, Laternen und Kerzchen und schrieben die Kinder auf, die an dem Festzuge teilnehmen wollten.

Das war ein sonderbarer Verkaufsraum! Ein Rittmeister hatte der Frau, die den ganzen Festzug ordnen wollte, einen leeren Pferdestall überlassen und dort wurde nun verkauft. Ja, in Kriegszeiten darf man nicht wählerisch sein und muß bei allem gleich zugreifen.

Es war aber ein sehr schöner Stall mit Zementboden und schönen, großen Fenstern. Die Rausen waren entfernt und der Boden war mit Kokosteppichen belegt. Von Stroh oder Heu war auch nicht die Spur mehr zu sehen. Durch die Mitte des Raumes lief eine braune Bretterwand. In die waren drei große Fenster eingeschnitten und das Bretterstück unter den Fenstern war eine Tür. Das sah aus wie beim Postschalter.

An den Fenstern war eine Schnur aufgespannt, auf der die prächtigsten Laternen baumelten. Bevor man in den Verkaufsraum kam, mußte man zu einem großen, eisernen Tor herein, dessen Pfeiler dicht mit wildem Weine überzogen waren. Das Tor führte in einen kleinen Vorhof, von diesem gelangte man in einen größeren Hof und von dort erst kam man durch eine Tür an der linken Seite des Gebäudes in den Verkaufsraum. Im Garten, der rückwärts an den Hof stieß, tummelte sich lustig ein herziges Füllen. Es war ein Ruffenpferdchen, dessen Mutter die Osterreicher gefangen genommen hatten. In der Gefangen-

schaft war es zur Welt gekommen. — Auch ein kleiner Fremdling.

Schon auf dem Wege zu dem Hause, in dem der Verkaufsraum lag, begegnete man den ganzen Tag größere und kleinere Kinder, Knaben und Mädchen mit frohen Gesichtern und jedes hielt sein Fähnchen oder seine Lampe in der Hand. Sogar die ganz Kleinen im Kinderwagen hatten ihr Fähnchen.

Julchen und Hans mußten natürlich auch dabei sein und so wurde denn in der Sparbüchse nachgesehen, ob es auch langte. Selten, sehr selten war in der letzten Zeit ein Geldstück hineingewandert. Mit Mühe und Not brachten sie siebzig Heller zusammen und da hatte die Mutter zehn Heller drauf gegeben.

Hand in Hand wanderten die zwei Großen in die Stadt. Erst ging's durch die Mariazeller-Straße, dann ein Stück über die Stadtrunde, dann rechts ein Stück in die Heßstraße hinein. So, da waren sie beim eisernen Tor. Das stand ebenso wie das zweite immer gastlich offen — und drinnen im Hofe — o, du meine Güte! — da gab's Kinder!

In dem Raume vor der Bretterwand schob und drängte es wie ein Bienenschwarm. Julchen verzweifelte schier, daß sie jemals bis zum Schalter gelangen könnten.

„Paß auf, Julie, wir kriegen gar nichts mehr, die kaufen uns alles weg!“ meinte Hans. Da saßt sie schon eine Hand und eine gütige Stimme sagt: „Na, Juletl, was willst denn haben?“ — Ach, da war auf einmal wieder das gute, gute Fräulein Margit. Die machte ihnen schnell Platz — und das Allerschönste war, daß die zwei Fähnchen gar nichts kosteten, weil



Und das Schönste war, daß die zwei Fähnchen gar nicht stifteten.

sie Soldatenkinder waren, ja sie kriegten sogar noch ein drittes, ganz kleines, für Franz Paulchen mit.

Lampen bekamen nur die großen Kinder, die schon über 10 Jahre alt waren, damit es ja kein Unglück gäbe.

Das war eine Arbeit für die arme Mutter am 18. August! — Zwei kleine Racker schön machen, den Hans und das Julchen, und zuletzt noch sich selber auch. — Wie gut, daß der Vater da war, um Franz Paulchen zu hüten. Vater hatte heute Überzeit und wollte auch zum Festzuge kommen. Er und Franz Paulchen sollten bei demselben Fenster heruntersehen, von dem Julchen dem Abschied der Hesser zugesehen hatte.

Die Mutter aber wollte ihre zwei Großen begleiten, denn auf den Maueranschlagen stand geschrieben, daß die Mütter mitgehen dürften. Ei, das war ein schöner Tag!

Zur Tause gab es nach langer, langer Zeit den ersten richtigen Egelhupf. — Wie herrlich goldbraun lachte er die Kinder aus seiner zuckerigen Hülle an! Und wie gut er erst schmeckte! Jedes bekam zwei Stück zu seiner Tasse Milch. — Es war aber auch Kaisers Geburtstags!

Auf dem Rathausplatze war ein hölzernes Häuschen hergerichtet, das war mit Reisigkränzen und bunten Vorhängen geziert. Gelb-schwarz, Rot-weiß-grün, Schwarz-weiß-rot und Rot mit Mond und Stern, wie die Fahnen der verbündeten Staaten.

Vor dem Häuschen stand auf einem hohen pyramidenförmigen Sockel das Standbild des Kaisers. Dorthin sollte jedes Kind, gleich wenn es ankam, eine Blume legen, das sollte ihre Ehrengabe zum Feste des Kaisers sein.

Um sechs Uhr abends sollte die Aufstellung beginnen. — Schon waren einzelne weißgekleidete Mädchen auf dem Platze zu sehen und die vier

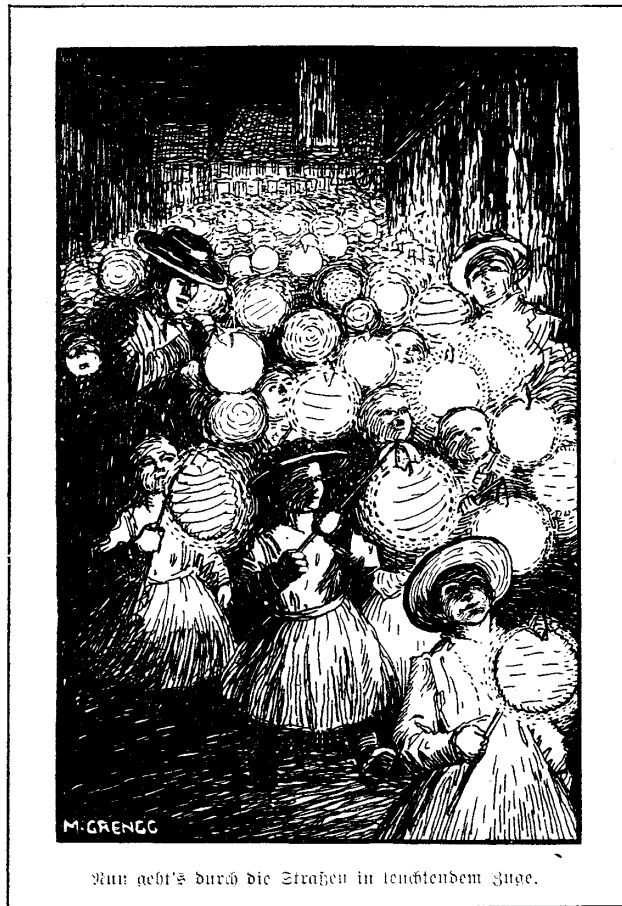
Fahnenbuben, die den Zug eröffnen sollten, waren auch schon da. — Aber, o Jammer! Was war denn das? Gerade um halb sechs Uhr kam's ganz grau am Himmel heraufgezogen und plötsch ging es plitsch, platsch — und es regnete, was das Zeug hielt. Zum Glück dauerte es aber nur eine Viertelstunde und alles war vorüber, grad als hätten die Wolken zeigen wollen, daß es nur an ihnen liege, wenn nichts dazwischen kam.

Immer mehr und mehr Kinder fanden sich ein. Jedes legte erst seine Blume auf den Ständer, ein Soldat kletterte auf einer Leiter zu den höchsten Stellen um auch diese zu schmücken. Als alle Blumen abgegeben waren, thronte das Standbild auf einem blühenden Sockel. Es war ein herrlicher Anblick.

Punkt sechs Uhr zog das Militär auf. Es umsäumte den ganzen Platz in zwei Reihen zu beiden Seiten der Straße, die rund herum führt, und auf der Straße stellten sich die Kinder an, erst die erste Klasse Mädchen, dann die erste Klasse Knaben aus allen Schulen, dann die zweiten Klassen und so weiter bis zum Gymnasium. Sogar die großen Mädchen und Knaben, die nicht mehr in die Schule gingen, zogen mit und auch aus den umliegenden Ortschaften waren ganze Scharen von Kindern gekommen.

So standen sie an die viertausend in brennender Ungeduld. Da schnarrte es auf dem Rathhausturme. Der große Zeiger holte zum Schlagen aus „Klang—klang—klang—klang—klang—klang“.

„Sieben Uhr“, „Angezündet wird“ geht's durch die Reihen und schon erstrahlen die ersten Lampen in maffem Scheine. Noch muß die brennende Kerze mit



Nun geht's durch die Straßen in leuchtendem Zuge.

dem schwindenden Tageslichte kämpfen. Ein Ring von zitternden Opalen säumt den Platz ein. Eine Frau steigt die Treppen hinan und beginnt zu sprechen:

„Meine lieben Kinder! — Verehrte Anwesende! Tief, ernst und groß ist die Zeit, aber der heutige Tag, er ist ein Freudentag für Oesterreich, für die ganze Monarchie, für unsere liebe, verbündete Armee. Unser Herr und Kaiser, der alles erlebt hat, was Menschenglück und -leid heißt, der am Abend seines Lebens die Geburtsstunde einer großen Zukunft erlebt, feiert heute seinen fünfundachtzigsten Geburtstag in ungebrochener Kraft. Ihm gehört der heutige Tag, ihm schlagen heute jubelnd eure Herzen entgegen.

Aber so herzlich sie spricht, so sehr sie sich bemüht, sich verständlich zu machen, in dem weiten Raume verhallt ihre Stimme und die Kinder hören kein Wort.

Sie ahnen gar nicht, daß hier jemand spricht. Ein beständiges Gemurmel erfüllt den Platz wie Bienengesumm. Da ruft eines plötzlich „Hoch“ und wie eine Welle pflanzt es sich fort und durch die Reihen tönt es „hoch, hoch, hoch!“ von vielen tausend Kinderstimmen.

Sie lassen sich nicht mehr halten. In lautem Jubel huldigen sie ihrem geliebten Landesvater und wollen kein Ende finden.

Die Frau muß ihre Rede unterbrechen. Erst als der laute Jubel etwas nachläßt, setzt sie fort. Dann spricht der Herr Bezirkshauptmann ganz wenige, innige Worte und bringt zum Schlusse im Sinne Seiner Majestät ein Hoch auf die Jugend aus — und die, die weiter nichts hört, als das „Hoch“ stimmt

in jubelnder Begeisterung ein und läßt sich selbst hochleben.

Nun geht's durch die Straßen in leuchtendem Zuge mit Hochrufen und Hurrafschreien und wer keine Lampe hat, ist mit dem Fähnchen ebenso felig und schwenkt es in der Luft, daß es eine Art hat.

Voran geht die Militärmusik, zu beiden Seiten schreiten Soldaten mit brennenden Lampen und die Kinder singen Volkslieder mit heller Lust — jeder Abschnitt ein anderes — und so oft sie an einem Kaiserbilde in den Schaufenstern vorbeikommen, ertönen brausende Hochrufe.

Zuletzt geht's wieder auf den Rathausplatz zurück. Nun ist es schon ganz dunkel. Wie ein Märchen ragt der Pfarrturm in den schwarzblauen Himmel. Tausend Lichter glühen, und als wollte das Glück alles Schöne zu des Kaisers Ehrentag zusammentragen, langt noch die Nachricht ein, daß die russische Festung Kowno erstürmt ist.

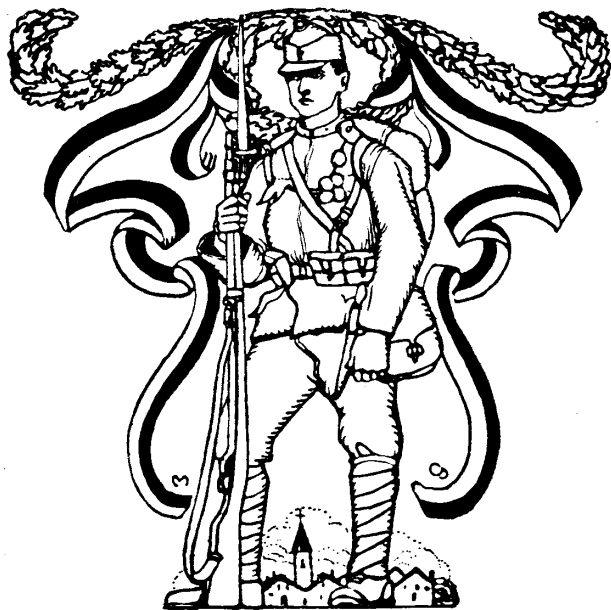
Unter tosenden Hochrufen beginnt die Musik zu spielen, dann stimmt sie den „Siegeskranz“ an und alle die Tausend, die auf dem Platze sind, singen mit.

Nach dem Festzuge wandert Julchen mit Vater und Mutter, mit Hans und Franz Paulchen nach Hause. Der Vater führt sie an der Hand. Schweigend wandern sie in die dunkelblaue Nacht. Im Osten glänzt der milchweiße Mond. Sie sind zu glücklich, um reden zu können. Der Vater daheim und das Land voll Siegeszuversicht!

Auf der großen Wiese bleibt der Vater stehen. Er faltet die Hände und in tiefem, heißem Dankesgefühl spricht er: „Herrgott, ich danke dir, daß ich

diesen Tag erleben durfte! Die Feinde aus dem Lande verjagt, ihre eigenen Festungen im Wanken! Kinder, es geht vorwärts! — Bis hierher hat der Herr geholfen — er wird uns auch weiter führen zum endgültigen Siege."

Da fühlte Julchen eine lichte Zukunft heranbrechen. — So herrlich weit und schön liegt es vor ihrer jungen Seele und wie eine Verheißung klingen ihr die Worte des Kaiserliedes durchs Gemüt: „Osterreich wird ewig stehn!"



Schwarzgelbe Bändchen.

(3. Reihe des von Prof. A. Hergel herausgegebenen patriotischen Jugend- und Volksbildungswerkes „Osterreichs Ruhmeshalle“).

Bisher sind erschienen:

1. **Hinter der Front.** Lose Blätter aus meinem Tagebuch vom russischen Kriegsschauplatz. Umfang 160 Seiten. Preis geb. K 2.—, Mt. 1.70.
2. **Der Weltkrieg.** Wie er kam und was er brachte. Umfang 100 Seiten und neun Kärtchen. Preis geb. K 1.60, Mt. 1.30.
3. **Die Schule des Krieges.** Was der Krieg aus dem Menschen herausholt. Umfang 90 Seiten. K 1.50, Mt. 1.25.

Sämtliche Bändchen haben Edgar Wenrich zum Verfasser und sind von Josef Böhm mit Bildern versehen.

Bestellungen werden von jeder Buchhandlung entgegengenommen.

Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase
Leipzig Prag Annahof Wien